

Dachlandschaften

Autor(en): **Flury-Rova, Moritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen**

Band (Jahr): **155 (2015)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-946206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DACHLANDSCHAFTEN

Moritz Flury-Rova

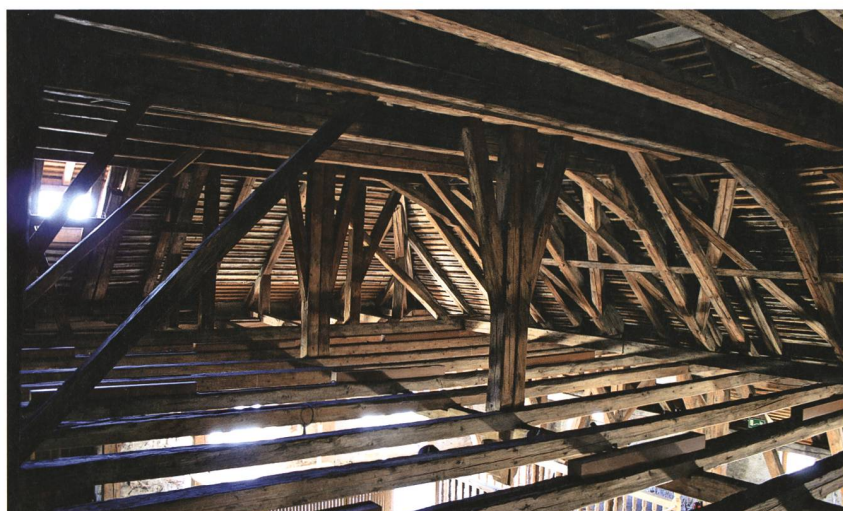
Was wäre ein Haus ohne Dach? Eine Ruine, oder jedenfalls würde es bald zu einer. Wenn die schützende Hand des Daches fehlt, dauert es wohl kaum mehr als eine Generation, bis das in die Mauern eingedrungene und im Winter gefrierende Wasser diese sprengt. Was wäre ein Haus ohne Dach? Nutzlos, weil es seiner beiden elementarsten Funktionen, des Schutzes vor der Witterung und der Möglichkeit zur Beheizung, beraubt wäre.

Dachkonstruktion

Die Geschichte der Dachkonstruktionen kann hier nur gestreift werden. Die ältesten bisher datierten Bauernhäuser im Kanton St. Gallen reichen ins 15. Jahrhundert zurück. Sie sind, gleich wie z. B. die aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammenden Häuser des Städtchens Werdenberg, mit flach geneigten Tätschdächern bedeckt. Dies ist die einfachste Dachform: die Rafen (Rofen) liegen auf der Firstpfette, einer Mittelpfette und auf den Aussenwänden des Gebäudes auf; die flache Neigung erlaubt die lange Zeit (teilweise bis Ende des 18. Jahrhun-

derts) übliche Eindeckung mit grossen Brettschindeln, die mit Steinen beschwert wurden (Steinschindeldach, Schwarzdach). Die bessere und billigere Verfügbarkeit von Eisen nach dem 30-jährigen Krieg erlaubte steilere Dächer, deren Schindeln mit Nägeln befestigt wurden. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts dürfte in den ländlichen Regionen das Ziegeldach die Schindeln verdrängt haben, dank der Verfügbarkeit billiger Industrieziegel und der besseren Brandsicherheit.

Brandsicherheit war in dichten Siedlungen, also vor allem in Städten, schon viel früher von höchster Bedeutung. Stadtbrände führten regelmässig zum Erlass von Vorschriften oder Anreizen zur Eindeckung mit Ziegeln. Hier und auf repräsentativen Bauten wie Kirchen, Burgen und obrigkeitlichen Bauten sind Ziegel seit dem Hochmittelalter die Regel. Die steilen und schweren Ziegeldächer bedurften eines «Dachstuhles». Am geläufigsten ist das Sparrendach, das eine in sich kraftschlüssige Form bildet, die keinen Seitenschub auf die Aussenmauern abgibt und in Kombination mit einem Sprengwerk sogar weite, stützenfreie Räume überspannen kann. So entstanden bereits im Mittelalter Wunderwerke der Ingenieurkunst, lange bevor im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert die berühmten, weitgespannten Holzbrücken Bewunderung erweckten. Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht auch bemerkenswert, dass im Œuvre der Grubenmann, der be-



Das Schloss Werdenberg erhielt nach dem Brand von 1695 einen neuen Dachstuhl. Der Blick in die zweite Ebene des Daches zeigt die Hängesäulen, an denen die untere Kehlbalkenlage aufgehängt ist. Dadurch ergibt sich im ersten Dachgeschoss ein weitgehend stützenfreier Lagerraum. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.



Einfaches Rafendach in einem (abgebrochenen) Bauernhaus von 1591 in Vilters. Aus dem Obergeschoss sieht man direkt ins Dach, im Vordergrund der Rauchfang einer Herdstelle. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.



Der Dachstuhl, der die drei alten Flügel der Konventsbauten des Klosters Marienberg in Rorschach überspannt, wurde kurz nach 1500 in berauscher Eleganz errichtet. Die Auswechslung einzelner schadhafter Hölzer ist an deren heller Farbe ersichtlich.
Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.



Die Löwengasse in Lichtensteig wird stark von den Aufzugserkern bestimmt, die immer wieder eine kurze Unterbrechung der Traufe bedingen. Sie sind eine willkommene Gelegenheit, Licht in die Dachräume zu bringen. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.

rühmtesten Ostschweizer Baumeisterfamilie, das Stabpolygon zuerst 1752 von Jakob Grubenmann im Dachstuhl der Kirche Grub AR angewendet wurde und erst 1767 durch Johannes Grubenmann an der Thurbrücke in Oberglatt. Wer hätte vermutet, dass im dunklen, unsichtbaren Leerraum zwischen Stuckdecke und Ziegelhaut wesentliche Innovationen gemacht worden sind?

Sind Reparaturen oder Verstärkungen notwendig, ist das vertiefte Verständnis der Zug- und Druckbelastungen, die durch entsprechende Holzverbindungen sichergestellt werden, von höchster Bedeutung. In der Regel befindet sich in einem historischen Dachstuhl kein Eisen; eine geläufige Ausnahme sind nur die Befestigungen von Unter-

zügen an Hängesäulen. Das Auswechslern einzelner Balken(teile) in Zimmermannsart belässt den Stuhl am besten im Gleichgewicht – und respektiert so auch das Kunstwerk.

Dachnutzung

Stauraum

Der Dachraum ist nicht aus dem Bedürfnis einer Nutzung, sondern als Folge der Dachkonstruktion entstanden. Gerade die grössten Dachstühle, diejenigen über Kirchen, sind oft bis heute nicht nutzbar, weil über den Gewölben nicht einmal ein Boden eingezogen wurde. Es war dann aber auch naheliegend, den Raum, sobald vorhanden, soweit möglich doch auch zu nutzen. In einem Altstadthaus, wo Brandmauer an Brandmauer steht, hat ein durchschnittlicher Dachstuhl kein Licht, dafür viele Stützen, und lange Zeit war er voll Rauch, weil Schornsteine nur bis in den Dachboden, aber nicht über das Dach hinaus geführt wurden. Der Rauch zog durch die Ritzen des Dachs ab und «imprägnierte» so das Holz. Brennholzlagerung war wohl die häufigste Nutzung; sichtbares Zeichen dafür sind die grossen Aufzugserker, hinter denen ein Kranarm mit Seilwinde bereit war. Intensivere Lagernutzungen, insbesondere bei Lagerbauten wie Korn- oder Kaufhäusern, verraten sich am Äusseren schon früh durch eine grosse Anzahl von kleinen, als Schleppegauben ausgeformte Luft- und Lichtöffnungen.

Wohnen

Bei freistehenden Bauernhäusern, die ihre Giebelfront der Sonne zuwenden, sind in einem oder gar zwei Dachgeschossen in der Regel stattliche Firstkammern, zuweilen gar kleine Festsäle untergebracht, die mit ihren breiten Fensterreihen den Zimmern in den Hauptgeschossen um nichts nachstehen. In den ungemütlichen Dächern von Altstadthäusern hingegen waren lange Zeit höchstens Knechte- und Mägdekammern eingebaut. Erst ab dem 18. und dann vor allem im 19. Jahrhundert wird auch in der Altstadt der Dachraum systematischer genutzt; die Schornsteine ziehen nun übers Dach, der Dachraum ist rauchfrei und aus Paris sorgt François Mansart (1598–1666) mit der nach ihm benannten Dachform dafür, dass das erste Dachgeschoss beinahe zu einem vollwertigen Wohngeschoss werden kann. Gleichzeitig wurde begonnen, auch bestehende Dachräume entsprechend zu nutzen. Um die eingebauten Kammer zu belichten, wurden Dachhäuschen («Lukarnen») nötig, die, im Unterschied zu den als Schleppegauben ausgeführten Lüftungsöffnungen, ein eigenes kleines Dach, ein Satteldach mit Giebel oder ein Walmdach aufweisen.



Der Hirschen Oberglatt wurde um 1777 als Handelshaus errichtet. Keller und Erdgeschoss sind gewölbt, die beiden herrschaftlichen Wohn-
geschosse haben eine reiche barocke Ausstattung. Aber auch im Mansardengeschoss sind die Zimmer noch hell und geräumig und sogar
mit einfachen Stuckprofilen versehen. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.



Raumreserve in Zeiten der Verdichtung

Dennoch sind bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus alte, ursprünglich nicht zur Wohnnutzung vorgesehene Dächer abgesehen von vereinzelt Kammereinbauten kaum ausgebaut worden. Das Erreichen einer genügenden Belichtung und Isolation war im Verhältnis zum erreichbaren Nutzen zu aufwendig. Zum seither erfolgten Wandel haben verschiedene Faktoren beigetragen; auf der technischen Seite sind es neue Isolationsmaterialien, grössere Dachflächenfenster und erschwinglichere Lifte; auf der sozialen Seite die wiederentdeckte Attraktivität des Wohnens im Stadtzentrum, die als «heimelig» empfundenen Dachschrägen und sichtbaren Konstruktionshölzer, die Vorliebe für über zwei Geschosse führenden «Maisonettewohnungen», womöglich mit offenen Galerien; auf der wirtschaftlichen Seite schliesslich die steigenden Bodenpreise in den Stadtkernen, die auch aufwendige Ausbauten rentabel werden liessen. Heutzutage kommt der gerechtfertigte Ruf nach Verdichtung hinzu.

Durch die heutige technische Machbarkeit von fast allem sollte der Frage nach dem Sinnvollen umso mehr Beachtung geschenkt werden. Die Herausforderungen sind dieselben geblieben:

- Isolation: Der früher trockene und gut durchlüftete Dachraum bot der Holzkonstruktion ideale Erhaltungsbedingungen. Im ausgebauten Dach verschwinden die Hölzer in Isolationspaketen, sie sind von Innen dem Feuchtigkeitsdruck bewohnter Räume ausgesetzt, die Belüftung fehlt und ihr Zustand ist nicht mehr überprüfbar. Dies ganz abgesehen vom ästhetischen Verlust, wenn die Kunstwerke der Zimmerleute ganz oder teilweise hinter Verschalungen verschwinden.
- Belichtung: Die SIA-Norm, dass die Fensterfläche 10 % der Bodenfläche entsprechen sollte, kann in Dachwohnungen meist nicht eingehalten werden, trotz zusätz-

licher Dachaufbauten und verschiedenster Belichtungsvarianten in der Dachhaut. Auch hier schränken nicht nur ästhetische und denkmalpflegerische, sondern auch praktische Gründe ein, so sind z. B. Dachflächenfenster im Sommer eine Hitzequelle und blenden, während sie im Winter zugeschnitten sind.

- Aussenraum: Dieses aufgrund heutiger Lebensgewohnheiten verständliche Bedürfnis, das gerne als unabdingbar für jede Wohnung dargestellt wird, widerspricht der bergenden und schützenden Funktion des Daches diametral und ist in der Regel nur mit schwersten Eingriffen in die historische Substanz und den Charakter zu erreichen.
- Wirtschaftlichkeit: Insgesamt empfiehlt sich dringend, genau abzuschätzen, ob der mit grossem Aufwand gewonnene Wohnraum auch entsprechend attraktiv ist und wie z. B. der fehlende Stauraum kompensiert werden kann. Weniger Ausbau kann gerade auch im Dach oft mehr sein.



Die «Zinnen», die Dachterrassen des 19. Jahrhunderts, dienten vor allem dem Trocknen der Wäsche. Heute sind sie ein begehrter Aussenraum für Altstadtwohnungen, wie hier in Lichtensteig. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.



Auch wenn von den engen Altstadtgassen (Beispiel: Wil) aus nicht sichtbar, so ist das Dach dennoch die «fünfte Fassade» eines Hauses. Es gehört zum Erlebnis einer historischen Siedlung, dass auch der Blick von oben – und wenn er nur auf einem Spaziergang oder anlässlich einer gelegentlichen Turmbesteigung effektiv vollzogen wird – nicht zur Enttäuschung wird, dass die fünfte Fassade dem vertrauten Gassenbild entspricht und dieses nicht zum potemkinschen Dorf degradiert. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.

Nutzungen auf den Dächern

Regen und Schnee abzuhalten war lange Zeit Herausforderung genug, besonders bei organischen Materialien wie Stroh oder Holz, aber auch Ziegeldächer hatten in erster Linie dicht zu sein und eine Neigung für den Ablauf des Wassers war zwingend. Erst die industrielle Fertigung von Eisen- und Kupferblech im 19. Jahrhundert erlaubte die Herstellung von flachen oder doch fast flachen Dächern. In den dicht gebauten Städten entstanden die «Zinnen» zur Trocknung der Wäsche.

Wasser und Sonne sind zwei Rohstoffe, die auf den Dächern anfallen. Obwohl Dachwasser mit einfachen Vorrichtungen aufgefangen werden kann, war das in unseren wasserreichen Gegenden nur punktuell von Bedeutung. Die Energie der Sonne wird schon lange insofern genutzt, als der im Sommer heisse Dachraum zum Trocknen von Früchten oder Mais verwendet wurde. Die direkte Nutzung der Sonnenwärme für die Gewinnung von Warmwasser gibt es auch bereits seit einigen Jahrzehnten. Die neuste Entwicklung ist die Photovoltaik zur Stromgewinnung. Anders als bei den thermischen Kollektoren mit ihren relativ bescheidenen Flächen gilt bei der Photovoltaik

der Grundsatz «je grösser, desto besser». Diese neuen Materialien auf dem Dach – bei gewöhnlichen Häusern in den Bauzonen und erst recht bei Neubauten unproblematisch – stellen für die Integrität historischer Dächer eine schwere Belastung dar.

Umgang mit der Dachlandschaft

Der Ausbau zu Wohnraum seit einigen Jahrzehnten und die Energiegewinnung seit der Jahrtausendwende sind zwei Strömungen, die ohne rechtliche Leitplanken unsere historischen Dachlandschaften bereits bis heute massiv verändert hätten. Frühere Entwicklungen – wie z. B. der Übergang vom Täscht- zum Steildach – verliefen entsprechend der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und Ressourcen so langsam, dass der Wandel für den Einzelnen zwar wahrnehmbar war, das Bild seiner Umgebung aber nicht wesentlich veränderte. Die heutige industrielle Produktion hingegen würde es erlauben, das vertraute Bild unserer Umgebung, insbesondere die identitätsstiftenden Stadtkerne, vollständig zu überformen. Der Verlust an touristischer Attraktivität ginge einher mit dem Verlust an Heimat.

Dacheindeckung

So wie sich niemand der Ehrfurcht vor einem knorrigen, jahrhundertealten Baum entziehen kann, so allgemein ist auch die Bewunderung für die gewaltigen Bollensteinmauern einer Ruine, für die verwitterten Hölzer eines alten Fachwerkhauses oder die bleichen Reste einer Wandmalerei. Das ohne kunsthistorisches Wissen erkennbare, physisch erfahrbare Alter eines Gegenstandes erinnert uns an die vierte Dimension, macht uns die unaufhaltsam verrinnende Zeit bewusst, der der Mensch völlig ausgeliefert ist.

Ebenso selbstverständlich wie ein gotisches Fenstergehäuse und eine barocke Haustüre sorgfältig restauriert und erhalten werden, so hätten dies auch die historischen Ziegel des Daches verdient. Natürlich sind sie – extremer Kälte und Hitze, Nässe und Trockenheit ausgesetzt – stärker beansprucht als geschützte Bauteile. Bis zu einem gewissen Grad sind sie, ähnlich wie ein Schindelschirm oder ein Verputz, auch eine Verschleisschicht. Im Beitrag von Jürg Goll wird aber aufgezeigt, wie erstaunlich langlebig das handwerkliche Produkt Dachziegel sein kann, und – dies wieder im Unterschied zu einem Schindelschirm, aber ähnlich wie bei den Fenstern (vgl. Jahresbericht 2013) – welche historischen Informationen und kunsthandwerklichen Schönheiten in alten Dachziegeln auf uns gekommen sind. Dies der Nachwelt weiterzugeben, ist eine Verpflichtung unserer verschleissfreudigen Zeit und Gesellschaft. Und es ist Aufgabe der Denkmalpflege, manchmal unbequem darauf aufmerksam zu machen.

Meist kann mit etwas gutem Willen bei einer Renovation ein beachtlicher Teil historischer Ziegel weiterverwendet werden, dazwischen können neue, industriell hergestellte Biberschwanzziegel eingestreut werden, wie das bei fortlaufendem Unterhalt bereits in den letzten hundert Jah-

ren gemacht wurde. Das Dach als Ganzes behält so seine Lebendigkeit und Geschichte (vgl. den Beitrag von Jürg Goll). Ist eine komplette Neueindeckung notwendig, ist wenigstens der Ziegeltyp (fast immer Biberschwanz) beizubehalten. Es gibt verschiedene Produkte, die das Relief handgestrichener Ziegel nachahmen, zum Teil sogar in leicht variierten Mustern. In falsch verstandenem «Heimatschutzbestreben» sieht man leider oft Ziegel mit gefleckten Engobierungen, die aber künstlich wirken und zu seltsamen Mustern führen. Am natürlichsten ist die Verwendung von naturroten Ziegeln, die zwar zuerst herausleuchten, dann aber den Prozess der Verwitterung und Patinierung mitmachen.

Dachaufbauten

Neue Wohnnutzungen im Dach bedingen meist fast zwangsläufig das Aufbrechen der ursprünglich weitgehend geschlossenen, bergenden Dachhaut. Bevor man allerdings neue Öffnungen in das Dach schlägt, sollte abgewogen werden, was allenfalls auf einer Giebelseite an zusätzlicher Belichtung machbar wäre. Dies ist insbesondere dort sinnvoll, wo das Dach ursprünglich gar keine Öffnungen hatte und/oder dort, wo die Giebelfassade untergeordnete Bedeutung hat und vielleicht sogar auch besonders einfach konstruiert ist. Beim Ausbau von Stallscheunen hat sich diese Variante bewährt und weitgehend durchgesetzt (vgl. Jahresbericht 2011).

Sind neue Aufbauten vonnöten, sind Anzahl, Grösse und Gestaltung sorgfältig zu planen. Auch wenn es keine allgemeingültigen Rezepte gibt und wie allgemein in der Denkmalpflege jeder Fall für sich analysiert und gelöst werden muss, können doch einige grundsätzliche Überlegungen angestellt werden.



Der Gutshof des «Kleinen Hahnberg» (Berg SG) wies 2000 noch ein arg verwittertes, aber sehr seltenes Dach mit Mönchs- und Nonnenziegeln auf. Bei der Renovation wurden alle noch brauchbaren Ziegel auf die Schauseite versetzt, so dass in dieser Ansicht das alte Dach wieder intakt ist. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.



Ebenfalls in der Gemeinde Berg liegt diese Scheune, deren Dach durch die Mischung verschiedenster Ziegel eine wunderbare Lebendigkeit erhält. Steter Unterhalt ergibt eine schöne Wirkung. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.

- Die verbleibende Dachfläche muss neben den Dachaufbauten weiterhin dominieren; das in einigen Baureglementen vorgeschriebene Drittel als maximale Gesamtbreite aller Dachaufbauten (und Dachfenster) ist eine vernünftige Grundregel.
- Dachaufbauten sollen sich in der Regel auf das erste Dachgeschoss beschränken. So bleibt im oberen Teil zum First auch von unten eine geschlossene Dachfläche sichtbar und der ungebrochene First bildet weiterhin den geraden, logischen Abschluss des Gebäudes.
- Eine neue Dachaufbaute stützt sich natürlicherweise auf den bestehenden Sparren ab, womit der Sparrenabstand auch die normale Breite der Aufbaute vorgibt; ist ein doppelter Sparrenabstand vonnöten, darf nicht eine Bundebene verletzt werden, weil damit nicht nur historische Substanz, sondern auch die konstruktive Kohärenz des Dachstuhles verloren gehen würde.
- Die formale Angleichung an bestehende oder benachbarte Dachaufbauten ist oft die langfristig befriedigendste Lösung. Andererseits verträgt ein besonders prominenter oder künstlerisch aufwendig gestalteter historischer Aufbau kein gleichartiges Pendant; in dem Fall sollte sich ein neuer Dachaufbau – wenn überhaupt möglich – abheben und klar unterordnen.
- Historische Dachaufbauten gibt es nur in geschlossener Form. Dementsprechend haben auch neue Aufbauten die ursprüngliche Geschlossenheit des historischen Daches insofern zu respektieren, als auch sie rundum geschlossen sind und nicht zu verkappten Balkonen unter Ziegeldach werden.
- Damit modern gestaltete Aufbauten sich möglichst gut in das historische Dach einfügen, haben sie eine einfache Form, eine schlanke Ausführung (minimale Isolierung) und eine unauffällige Materialisierung.



Das Haus am Endingerplatz in Rapperswil hatte bereits eine <Zinne> aus dem 19. Jahrhundert. Als 2000-2002 das Dach ausgebaut wurde, verstand es Architekt Felix Inglin, die Dachaufbauten so zurückhaltend und feingliedrig zu gestalten, dass sie die Dachlandschaft nicht beeinträchtigen. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.

Dachfenster

Seit dem 19. Jahrhundert gibt es Dachflächenfenster. Abgesehen von Sonderfällen wie z. B. einer Atelierverglasung beschränkte sich deren Format bis Mitte des 20. Jahrhunderts auf die kleinsten heute erhältlichen Dachflächenfenster. Solche <Spenglerfenster>, die zwar Licht und Luft in einen Raum lassen und den Ausstieg auf das Dach erlauben, aber niemals zur alleinigen Belichtung eines Wohnraumes ausreichen, können oft ohne grosse Probleme zusätzlich eingebaut werden. Die Fensterfläche, die zur Belichtung eines Wohnraumes notwendig ist, bildet auf einem historischen Dach aber ein Fremdkörper, der am Tag spiegelt und in der Nacht leuchtet. Hinzu kommt, dass die grossen Dachflächenfenster entsprechend voluminöser Beschattungsvorrichtungen bedürfen, womit sich dann nicht mehr nur ein flächiges Fenster, sondern auch ein technischer Bauteil auf dem Dach befindet. Einfacher zu integrieren sind Glasziegel oder kleine, festver-



Wenn keine Belüftung, sondern nur Licht gefragt ist, wirken diese von Paul Rutz entwickelten Schlitzfenster wahre Wunder. Der ziegelbündige Einbau ohne Einfassung bewirkt, dass sie weitgehend in der Dachhaut verschwinden (Löwengasse Lichtensteig). Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.



Hanni Diethelm entwarf für die Villa Grauer in Degersheim thermische Kollektoren, die so schön sind wie eine Atelierverglasung. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.



Strenge Richtlinien in einer Altstadtschutzverordnung mögen für den Einzelnen manchmal unbequem sein; aber nur dank ihnen bietet sich der Allgemeinheit ein hochwertiges Stadterlebnis. Blick vom Lindenhof über die Rapperswiler Altstadt. Foto: Kantonale Denkmalpflege St. Gallen.

glaste Öffnungen. Deren Vorteil ist, dass sie einerseits vollkommen in der Ziegelfläche integriert bleiben, andererseits durch das kleine Format auch die kleinteilige Struktur des Ziegeldachs nicht beeinträchtigen.

Solarenergie

Die grossen Glasflächen, die für eine sinnvolle Nutzung der Solarenergie notwendig sind, bedeuten schwerwiegende Eingriffe in die Dachlandschaft. Mit der sorgfältigen Erhaltung eines Schutzobjektes sind solche Anlagen nicht vereinbar. Dennoch verschliesst sich die Denkmalpflege dem grundsätzlich sehr berechtigten Anliegen nach erneuerbarer Energie nicht, sie stellt aber die ebenso berechtigte Frage nach Aufwand und Ertrag und erwartet ein seriöses Abwägen zwischen dem Verlust an historischer Substanz und authentischem Charakter einerseits und dem Gewinn an Energie andererseits.

Die Erzeugung von Strom ist glücklicherweise nicht standortgebunden. Anstatt auf dem verwinkelten Altstadt Dach eine aufwendige, aber doch nur kleinformatige Anlage zu realisieren, ist mit dem gleichen Geld viel effizienter eine Beteiligung an einer Grossanlage möglich, wie sie von vielen öffentlichen und privaten Betreibern angeboten wird. Anders sieht es mit thermischen Solaranlagen aus. Diese müssen sich dort befinden, wo auch das warme Wasser gebraucht wird. Wenn nicht ein Nebengebäude oder ein Anbau zur Verfügung steht, auf dem die Anlage ohne Störung des Schutzobjektes angebracht werden kann, ist je nach Objekt auch eine sorgfältige Einfügung in das Hauptdach möglich, haben die thermischen Anlagen doch immerhin die Vorteile des geringeren Platzbedarfs und der nicht spiegelnden Oberfläche.

Fazit

Dächer sind in ihrer Konstruktion vielfach unsichtbare Höchstleistungen der Ingenieurskunst. Traditionen und klimatische Verhältnisse spiegeln sich in den Dachwerken ebenso wie die Kunstfertigkeit einzelner Zimmerleute. Darauf liegen oft noch über Jahrhunderte entstandene Ziegeleindeckungen, die ihrerseits mit ihren handgestrichenen Formen und ihrem Alter nicht nur einen ästhetischen Reiz haben, sondern auch historische Informationsträger sind. Insgesamt sind Dächer, wenn auch zuweilen nicht oder nur schlecht einsehbar, ein wertvoller historischer Bestandteil der gebauten Umwelt und prägen das unverwechselbare Antlitz unserer Städte und Dörfer und unserer Landschaft wesentlich mit. Sie verdienen unsere Achtsamkeit und Pflege.

Literatur:

- Dächer der Stadt Basel, hrsg. von der Basler Denkmalpflege, Redaktion Thomas Lutz und Gerhard Wesselskamp, Basel 2005; darin insbesondere die beiden Beiträge von Alexander Schlatter: «Das Dach als Nutzraum» und «Das Dach als denkmalpflegerische Aufgabe», S. 17–54.
- Friedrich Ostendorf: Die Geschichte des Dachwerks erläutert an einer grossen Anzahl mustergültiger alter Konstruktionen, Leipzig 1908.
- Willi Bender, Mila Schrader: Dachziegel als historisches Baumaterial. Ein Materialleitfaden und Ratgeber, Suderburg-Hösseringen 1999.
- Moritz Flury-Rova: Das Mass von Glas. Gedanken zur «Verglasung» historischer Bauten, in Kunst+Architektur 65, 2014, Heft 1, S. 36–40.